

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung



16 Altena, den 7. Mai 1929

Mütter und Söhne

Alle großen Männer haben verständnisvolle Mütter gehabt. Diese Mütter legten der Begabung ihrer Kinder niemals übertriebene Wichtigkeit bei, aber sie haben es stets verstanden, Talente anzunehmen, ohne Eitelkeit und Ueberhebung hervorgerufen, sie haben es auch verstanden, den Charakter zu vertiefen und Schwächen auszugleichen.

Die rührendste Muttergestalt, Maria, die Mutter Christi, durchsonnt noch heute mit ihrer demütigen Zärtlichkeit unsere christlichen Seelen. Ihre lichte, unendliche Güte läßt uns als Symbol der Mütterlichkeit in unerschöpflichem Zauber aus den Gemälden alter und moderner Meister entgegen.

Alexander der Große und seine Mutter Olympia hingen mit großer Liebe aneinander. Die Mutter verstand es, in ihm den Instinkt für das Großartige und wahrhafte Große zu wecken, zugleich aber auch, ihn zu heroischer Seelenstärke zu erziehen und sein Gemüt zu bilden. Erst durch diese anregenden, von der Mutter gewollten Eigenschaften gelang es ihm, sich mit seinen angeborenen Fähigkeiten — Verstandesschärfe und hoher persönlicher Mut — zu jener geschichtlichen Größe emporzurufen, die in der untersten Entwicklung der Menschheit einen Wendepunkt bedeutet.

Aus der jüngeren Geschichte ragt Napoleon als treuer Sohn seiner Mutter hervor, der alle Härte und Rücksichtslosigkeit vergißt, sobald es sich um die Mutter und deren Wohl handelt. Er darbt sich als jüngerer Leutnant das Brot vom Munde ab, um die knappen Mittel Vatikans zu vermehren. Er schriftstelt im Anfang seiner Laufbahn, um sich durchzubringen und die Mutter und die Familie dabei zu unterstützen.

Ein ideales Verhältnis verband Goethe und seine Mutter. Die entzückenden Briefe der Frau Nath an ihren Sohn atmen Humor und Liebe, und er dankt ihr mit schelmischer Heiterkeit und läßt sie teilhaben an den Freuden und Sorgen seines Lebens.

Verständnisvolle Mutterliebe leitete die Jugend Bismarcks, und die liebliche Gestalt der Königin Luise mit ihren beiden Knaben taucht vor uns auf, wenn wir das Kapitel Mütter und Söhne streifen. — Die erste Jugend von Heinrich Heine, Nikolaus Lenau, Heinrich von Kleist wurde von Müttern geleitet, die wohl leidenschaftliche Liebe und auch Verständnis für die Begabung ihrer Söhne hatten, aber sie verstanden es nicht, die Charaktere zu bändigen — Liebe tuts nicht allein.

Die Mutter von heute steht — wenn sie klug ist — den unbekümmerten Forderungen ihrer jungen Söhne niemals hilflos gegenüber. Sie weiß, daß unbedingt der Jugend das Recht zusteht, sich durchzusetzen, wenn auch die Art, in der der Sohn heute verlangt, daß die Welt Verständnis für seine Wünsche hat, schroff und unbillig geworden ist.

Man darf darüber auch nicht betrübt oder erregt werden. Jede Zeit schmiedet sich die Menschen, die sie braucht. Die jungen Leute von heute sind herb und ohne Sentimentalität. Wenn sie ihre Werberzeit haben, so verstehen sie es, damit fertigzuwerden, ohne die Umwelt zu belasten.

Zur Mutter stehen die Söhne kameradschaftlich, denn die vernünftige Frau unserer Zeit legt bedeutend weniger Wert darauf, eine Respektsperson zu sein, als eine verständnisvolle Gefährtin. Sie plagt sich auch nicht mit: Wie lag ichs meinem Kinde, — mit dem die Mama von vorgestern sich und der heranwachsenden Jugend peinliche Stunden bereitet hat. Kommt der Jugend die Zeit des Wissens, so ist sie übrigens immer früher da, als es die Mama glaubt, — so beirät die Frau von heute mit selbstverständlicher Ruhe Tatsachen. Wenn sie Wissenschaft waren. In den Söhnen konnten zu ihrem Sohn sagt: Im Mai erwartet Tantelebensfalls in erster Linie die Frauen schreiben Söhnen ein Kindchen, sie wünscht sich ein und lesen; so wird uns von der Kaiserin Adel-

heid (um 1900) berichtet, daß sie ihrem Sohne Otto die Briefe vorlesen mußte. Selbst in den späteren Jahrhunderten war die Frau am besten in der Briefschreibekunst erfahren, und von dem Ausgang des Mittelalters an liegen uns unzählige Frauenbriefe vor, die in ihrer Empfindlichkeit, in ihrer Tiefe und in ihrem Stil fast alle Männerbriefe der damaligen Zeit übertreffen. Die Frau ist im allgemeinen eine bessere Briefschreiberin als der Mann. Sie hat das Schreiben als eine wirkliche Kunst angesehen, und was das Gemüt bewegte, das Herz bedrückte oder erfreute, das floß der Frau in die Feder hinein und wurde selbstgelesen im Briefe. — Nach der Reformation erlangte auch in den Briefen der Frauen der neue Geist. So ist uns aus dem Jahre 1568 ein Brief von der Sabina Christoff Scheurlin erhalten, die als getreue Christin ihrem auf Reisen befindlichen „freundlichen, herlichen Ehemann Christoff“ in einem kurzen Brieflein so viel Neuigkeiten von daheim zu berichten weiß, daß der Ehemann ohne Sorgen seinen Geschäften nachgehen kann.

Magdalene Behaim (um 1580) aus dem bekannten Geschlecht der Behaim ist besonders durch ihre innigen und natürlichen Briefe an ihren Verlobten Balthasar Baumgartner bekannt geworden. In einem Brief vom 25. Dezember 1582 findet sich der schöne poetische Satz: „Ich habe zu tun, was ich will, so feiern die Gedanken nach Dir nicht, mein allerliebster Schatz!“ Die Briefe Baumgartners sind nüchtern, und reichen auch im Stil nicht an die Briefe des Mädchens heran. — Von einer Nürnberger Bürgerstochter, Ursula Freherin, liegen aus dem Jahre 1598 mehrere Briefe vor. In einem von diesen heißt es (der Brief ist ebenfalls an den Verlobten gerichtet): „Sezt lieber Junker, von dem Schluß bitt ich noch eines, nämlich, Ihr wollet dies mein faßlich einfaßig und böses Schreiben für der besten eins aufnehmen, denn ich meine es treulich und schreibe aus offenem Herzen, und wollet es auch wiederum einer Antwort würdigen, welches ich gleichwohl viel lieber mündlich als schriftlich haben möchte.“

Bekannt sind die Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans (Luise von der Pfalz), die einen urmündigen und kräftigen Ton anfangs und aus ihrem Herzen keine Widergrube machte. Ihre umfangreichen, nach Deutschland gerichteten Briefe wurden von den Verlobten mit brennender Sehnsucht erwartet. Eine feine Briefschreiberin war die Hannoveranerin Lucie von Alten (um 1690), die Schwester der Ministers Grotte. Als ihr Bruder gestorben war, schrieb sie ihrem in der Ferne weilenden Gatten trostreiche Briefe; in einem nach der Beilegung abgegangenen heißt es: „Der traurige Aktus ist nun passiert und damit mit dem lieben seligen Bruder vollbracht und zum Ende; nun kann man ihn glücklich schätzen.“

Als die bedeutendste Briefschreiberin unter den Frauen muß Luise Melgunde Victoria Kallmus (die spätere Frau Gottsched) bezeichnet werden. In einem Briefe vom 21. August 1734 an den großen Gottsched schreibt das einundzwanzigjährige Mädchen: „Diesen Augenblick erhalte ich ein Schreiben von Ihnen, worüber ich ungemein belustigt bin. Scherz und Ernst, Liebe und Kaltnis finde ich darin so künstlich vermischt, daß ich nicht weiß, was ich denken soll. ... Verzeihen Sie mich, lieber Freund, mit dem Vorwurf des Kaltnisses, überheben Sie mich die Kunst, mit Gelassenheit zu ertragen.“ Nachdem Gottsched um ihre Hand angehalten hatte, schrieb ich mich also Ihnen, mein treuester und bester Freund, auf mein ganzes Leben mit dem festen Voratz, Sie über alles in der Welt zu lieben und Ihnen treu zu sein bis in den Tod. Bei der Fortsetzung Ihrer Liebe wird mir alles Leiden erträglich sein und in meinem Gemüte ...

Die Frau als Briefkünstlerin

Von D. Bellmer-Weßermünde.

Das Briefschreiben galt in früheren Jahrhunderten und Jahrhunderten mehr denn jezt als eine Kunst, die geübt sein wollte und der man sich in den gebildeten Kreisen mit großem Eifer wandte. Wer im Mittelalter des Schreibens kundig war, galt als äußerst gelehrt und war ein gemachter Mann. Viele Fürsten und Personen von Stand waren nicht in der Lage, einen Brief zu schreiben.

Eigenartigerweise konnte das Mütterfräulein gewöhnlich besser mit der Feder umgehen, als ihr Anbeter, wie sich denn überhaupt die Töchter und Frauen der Ritter mehr mit der Literatur beschäftigten als die Burgherren selbst, die ja meistens dem Kriegshandwerk oblagen und weder Zeit noch Lust noch Gelegenheit hatten, sich ihrer geistigen Bildung zu widmen. So kommt der älteste deutsche Liebesbrief von einer Frau. Er ist auf uns durch die Briefsammlung Bernharts von Tegeborn überkommen, und die vornehmste Schreiberin würfelt in diesem Briefe lateinische und deutsche Worte durcheinander. — Auch von Nonnen sind uns Briefe erhalten geblieben, wie denn die Klöster Jahrhunderte hindurch Hüter von Kultur und Wissenschaft waren. In den Söhnen konnten zu ihrem Sohn sagt: Im Mai erwartet Tantelebensfalls in erster Linie die Frauen schreiben Söhnen ein Kindchen, sie wünscht sich ein und lesen; so wird uns von der Kaiserin Adel-

In den Fallgruben. Sie werden verurteilt, verfolgt, mißhandelt. Ihre Haut ist mit eitrigen Wunden und Flechten bedeckt, ihr Zahnfleisch blutet, und viele sind schon in ihrem ersten Lebensjahr geschlechtskrank. Sie stehen vor den leuchtend beleuchteten Kaffeehäusern und Restaurants und schauen das nächtliche Treiben der Stadt an. Sie haben die engsten Beziehungen zu der Verbrechermwelt. Sie kriechen in die Straßen- und Eisenbahnen und hören nicht auf nach Brot zu rufen. Die Passanten in Moskau werden oft am hellen Tage von kleinen Banditen überfallen. Auf die sich Behrenden werfen die verwilderten Kinder Rüsse, die eigens zu diesem Zweck in Streichholzschachteln gelamelt werden und als eine Art Handgranaten dienen. Als ein Herr sich von einem kleinen Bettler befreien wollte, drohte dieser: „Wenn du mir nicht sofort 50 Kopeken gibst, zeige ich dich als meinen Vater an, und dann hast du Alimente zu zahlen!“

Von einer Dame forderten die Kinderbanditen die Handtasche, und auf die Weigerung, die Tasche abzugeben, schrie der eine von ihnen, anheimelnd der Führer: „Gibst du mir die Tasche nicht, dann beiße ich dich, und ich habe die Supplis.“

Der Staat tut alles mögliche, um dieses Elend zu bekämpfen, doch der Hauptgrund ist der allgemeine Verfall der Familie. Die Wirkungen des neuen Eherechts spielen dabei die entscheidende Rolle. Von 14 000 Ehen, die im letzten Jahre in Leningrad eingetragen wurden, sind im letzten Jahre noch 9500 aufgelöst. Einige Scheidungen fanden schon innerhalb acht Tagen nach der Eheschließung statt. Die Familie ist individualistisch und egoistisch,“ sagte ein Redner auf einem Frauenkongreß in Moskau, „das in ihr erzogene Kind wird antisozial und von egoistischen Bestrebungen erfüllt.“ Dieser Gedanke wiederholt sich in verschiedenen Formen. Die Familie ist antisozial. Die Eltern sind reaktionär gefasst und sehen sich den freizeitlichen Tendenzen und der Jugend entgegen.

Die individualistische Erziehung in der Familie soll durch eine Kollektiverziehung ersetzt werden. Das einzige Kampfmittel gegen die Kinderentwöhnung ist die Organisation der Kinderheime. Der Plan ist von der Sowjetregierung sehr großzügig entworfen. „Kinderheime sollen nicht nur Obdach und Verpflegung bieten, sondern auch zu einer Bildungsanstalt werden. Das Leben der Kinder in einem Heim muß angenehm, schön und farbenreich sein.“ In den Hauptstädten gibt es einige Musteranstalten, die den Ausländern bei ihren Fortschritten gezeigt werden, doch die große Mehrzahl der anderen ist von der Vollkommenheit weit entfernt. Die Branda schildert uns, daß die Kinder in einigen Heimen hungern und leiden müssen und von Tuberkulose und anderen Krankheiten verfaßt werden. Die Sterblichkeit ist groß, die Ausrüstung ungenügend, es mangelt an Betten, die Kinder schlafen öfters auf dem kalten Fußboden; es herrschen unbeschreiblicher Schmutz und Gestank. „Niemand kommt zu uns,“ beschwerten sich die Kinder bei dem Berichterstatter der „Komsomolsk Branda“, „alle fürchten uns. Sätte man uns doch einfach erschossen, statt uns so herum zu schleppen und so zu plagen! Die Rüsse zerfressen uns. Wir langweilen uns. Kommt eine Zeitung in unsere Hände, zerreißen wir sie und machen daraus Spielkarten.“ Bei den Sagarbpielen werden die letzten Lumpen und Wäschestücke verpielt, manchmal sogar auch der künftige Lohn.

„Mein Vater ist während des Krieges verschollen,“ erzählt ein Verwahrloster, „meine Mutter starb am Typhus. Ich war sechs Jahre alt, als ich meine Schwester beim Umstiegen auf einem Bahnhof verloren habe. Ich blieb nun ganz allein und wußte nicht, was ich anfangen sollte. Der Abend kam, und meine Schwester ist nicht erschienen. Es wurde dunkel, und ich spürte heftigen Hunger. Da packte mich jemand am Ärmel, es war ein zehn-jähriger Buriche. „Was machst du hier?“, fragte er mich. „Ich warte auf meine Schwester.“ Der Knabe gab mir zu essen und brachte mich in seine „Wohnung“, die sich im Stall befand, unter dem Fußboden, in einem Loch.“ Die beiden tauchten im Meer der unzähligen Verwahrlosten unter.

Der Volkshauskommissar Lunatscharsky äußerte sich einmal, daß die Lage des Lehrpersonals erschütternd sei. Die Lehrer können die ihnen anvertrauten Zöglinge nicht beherrschen und werden oft von diesen beschimpft und verhöhnt. Die ungehorhamen Kinder müssen mit Gewalt zur Ruhe gebracht werden. In der Stadt Alexandrowsk (Amurbezirk) kam es zu einem Kinderauflauf. Die Zöglinge verbarrikadierten sich in ihren Zimmern. Die Lehrer, mit den besten Gegenständen bewaffnet, künrteten die Barrikade. Es entstand ein wilder Kampf

zwischen den Lehrern und Kindern. Es flogen Steine, Fesseln von Büchern, Kleidern und Waren herum. Die Erwachsenen siegten.“ (Die „Rote Zeitung“, Nr. 1432.) Jeden Tag zu jeder Stunde geht der Kampf um die Macht weiter. Keiner will nachgeben, weder die Schüler noch die Lehrer. Die Erbitterung wächst.

Als Mittel zur Bekämpfung dieser Not entstand die Kinderinspektion — eine Art des deutschen Jugendamtes. Die Aufgabe der Inspektion war der Kampf gegen die Kinderprostitution und Kinderverbrechen, der Kampf gegen die Kinderausnützung und Mißhandlung in der Familie. Weiter sollten die Inspektoren die Sitten der Jugend beeinflussen und gegen Rauchen, Kartenspiel und Alkoholkonsum aufpassen. Die Agenten der Kinderinspektion hatten auf öffentlichen Plätzen, auf den Straßen und Bahnhöfen ihren Dienst auszuüben. Auch das Familienleben wurde von den Inspektoren streng kontrolliert, um die Kinder vor dem antisozialen Einfluß der unmodernen Eltern zu schützen. Aber die Inspektion konnte der Zersplitterungen des bandenmäßigen Verbrechertums nicht Herr werden. Die Kinder haben eigene Agenten und Führer. In die Geheimquartiere der Obdachlosen wagt kein Mitglied der Staatsinspektion einzudringen: „Komme mir nicht nah! Ich werde dich beißen, und ich habe die Supplis.“

Frau Kalinina (die Gattin des Vorstehenden des kommunistischen Erziehungsausschusses) schreibt in einer Nummer der „Iswestija“: „Die ganze Armee des Kinderproletariats steht an der Grenze zwischen Leben und Tod und ist dem sicheren Untergang preisgegeben.“

Die Sache ging an das Berufsgericht in Los Angeles, ein neuer Termin wurde anberaumt. Fräulein Lila hatte etwas gelernt und erschien diesmal in weinlich anderer Aufmachung. Ein einfaches blaues Tuchkleid trug sie an Stelle des Samtkostüms. Von den hübschen Knien war nichts mehr zu sehen, ebenso wenig von dem zarten Hals. Im übrigen: ein einfacher Hut, braune Strümpfe und Schuhe, ein schlichter Mantel. Beißeiden und ruhig läufte Lila dem Gang der Verhandlung. Der Beklagte schob natürlich die ganze Schuld ihr zu. Nicht der Elefant sei milt geworden, eher Miß McComas selbst, die vom Schwindel ergriffen von dem Rücken des Dichters herunter gefallen sei.

Die Geschworenen sahen sich inzwischen die Klägerin an. Dies reizende Mädel konnte man sich wohl als erfolgreiche Filmschauspielerin vorstellen. Aber wo blieben alle die Zeichen des Luxus, der doch zu einer solchen nun einmal gehört? Miß McComas war nicht in einem vornehmen Kraftwagen vorgefahren, kein galonierter Diener wartete draußen auf sie. Und die mehr als beiseidene Kleidung! Wenn man es recht überlegte, dürfte man ein so zartes Wesen überhaupt nicht auf einen Elefanten setzen. Es hatte geradezu sein Leben für den Erfolg des Films auf Spiel gesetzt. Da war es nur gerecht, daß man ihr eine entsprechende Entschädigung zubilligte. Bei einem reichen Filmstar läge die Sache vielleicht anders. Aber so ein armes Mädel! Ganz offensichtlich war Lila arm. Alles, was sie trug, konnte höchstens einige Dutzend Dollar gekostet haben.

So sagten sich die Geschworenen, denen die Entscheidung in der Klage der armen Lila McComas gegen den reichen Zirkus oblag. Ihre Beratung dauerte nicht lange; sie entschieden, daß der Beklagte einen Schadensersatz von 15 000 Dollar zu leisten habe.

Das war zwar erheblich weniger, als die Lageforderung betrug; aber der arme Handbreit längere Rock, ein paar billige Schuhe und Strümpfe hatten der kleinen Lila immerhin glatt 14 500 Dollar eingebracht. Der Beklagte beruhigte sich bei dem Urteil. Der schöne Filmstar ging um eine Erfahrung reicher nach Hause: Man soll nicht wie aus dem letzten Modestück geschnitten vor Gericht erscheinen, besonders dann nicht, wenn auf der Geschworenenbank — Damen sitzen.

Wie Lila McComas 14500 Dollar verdiente

Einer wahren Begebenheit nachgezählt von G. Erlenbeck.

Die kleine Lila McComas ist einer der reizendsten Sterne am Filmfirmament von Hollywood. Im vergangenen Winter spielte sie eine der Hauptrollen in einem Film, in dem sie, hoch oben auf dem Rücken eines Elefanten thronend, stolz durch die „indischen Dschungeln“ ritt, als der vom grellen Licht der Zuplampen erschreckte Dickschäuter plötzlich wild wurde, zu Boden begann und durchging. Der sich auf seinem Rücken schmanke hin und her. Schließlich slog die kleine Lila in hohem Bogen heraus und blieb benutzlos liegen. Viele Wochen mußte sie mit verziehtem Rückgrat im Krankenhaus zubringen und auch nach ihrer Entlassung noch lange an Krücken gehen. An eine Wiederaufnahme ihrer Tätigkeit beim Film war vorerst nicht zu denken. Denn welcher Regisseur kann einen an Krücken daherschleichenden, hinkenden Filmstar gebrauchen?

Als Miß McComas wiederhergestellt war, dachte sie als praktisch veranlagte Amerikanerin zunächst daran, von dem Eigentümer des Elefanten, einem großen Zirkus, Schadensersatz zu erlangen, und zwar bezifferte sie diesen auf 82 089 Dollar. — Der Tag der Verhandlung kam heran, und Miß Lila bereitete sich entsprechend darauf vor. Zunächst unterwarf sie den Inhalt ihres Kleiderchranks einer eingehenden Besichtigung, die einigermaßen zu ihrer Zufriedenheit ausfiel. Denn daß sie sich für diese Gelegenheit so schön wie möglich zu machen habe, unterlag für sie als echte Coos-tochter keinem Zweifel. So legte sie ein elegantes Samtkostüm an, das unten kaum bis ans Knie reichte und auch oben freigelegt den Hals sehen ließ. Dazu ein Paar Seidenstrümpfe und Lackhalbschuhe. Ein sandfarbener Mantel mit dazu passendem Hut und ein riesiger Fuchspelz vervollständigten die „Kriegsausrüstung“. Miß Lila besah sich im Spiegel und war zufrieden. Nicht umsonst hatte sie wiederholt von Anwälten gehört, daß ein hübsches Mädel ein amerikanisches Gericht zu seinen Gunsten beeinflussen könne.

So erschien die reizende Klägerin vor den Schranken des Tribunals. Sie schilderte eingehend den Unfall und seine Folgen, die Leiden im Krankenhaus, ihre Stellunglosigkeit, und schloß damit, daß 82 089 Dollar den Schaden so einigermaßen wieder gutmachen würden.

Das Gericht sprach ihr — 500 Dollar zu. Die schöne Lila war sprachlos. Das hatte sie nicht erwartet. Doch sie ließ nicht lange den Kopf hängen, sondern suchte zu erfahren, wie ein so unumglicher Spruch zustande kommen konnte. Sie machte sich an die Geschworenen:

Mit dem Rasiermesser gegen den Bublikopf.

Ein Maurermeister in Brighthon hatte seiner Frau auf das strengste verboten, sich einen Bublikopf schneiden zu lassen. Er hätte, wenn er ein Frauenkenner gewesen wäre, natürlich gefürchtet, daß dieses Verbot die überzeugendste und unwiderstehlichste Begründung war, die einer Ehefrau für den Bublikopf überhaupt gegeben werden kann. Am Abend des gleichen Tages sah er seine Ehefrau tatsächlich aus einem Wesen mit langem Haar in eins mit kurzem verwandelt. Der Zorn des Maurermeisters war grenzenlos. Er rannte in sein Schlafzimmer und kam mit einem Rasiermesser wieder zum Vorschein. Wütend äußerte er die Absicht, das gebobte Haar noch weiter zu verkürzen. Wenn schon, denn schon! Nun sollte seine Frau mit einem Stiffkopf umherlaufen. Die aber warhe sich verzweifelt, fing ein paar Messerschneitte mit dem Arm auf, konnte aber nicht verhindern, daß ihr der kräftige Mann, ohne sie erst einzusehen, mit vier, fünf Rasierstrichen breite Alleen in den Bublikopf zog. Nun hat der Richter das Wort.

Verantwortlich: S. Semelmann. Altena. Druck und Verlag: Dr. C. Sank, Altena.

Der Mord an Jacopo Grimaldi

Skizze von Josef Stollreiter

Niemand vermochte zu glauben, daß der stille bescheidene Ettore Benelli einen Mord begangen haben sollte. Und doch gab er in fast roher und megewandelter Art zu, Jacopo Grimaldi in der Osternacht erschossen zu haben. Den Grund sowie die näheren Geschehnisse vor und während der Tat verschwie er hartnäckig.

Die Anklage lautete auf vorläufigen Mord, und die Geschworenen ließen sich von dem scharf polemisierenden Staatsanwalt hinterziehen die Todesstrafe zu verhängen.

Ettore Benelli war erst entsetzt, fand dann aber nach einem kurzen Aufschluchzen seine Fassung wieder und ließ sich ruhig, wenn auch mit niedergeschlagenen Augen, abführen.

Am Morgen der Hinrichtung im Gefängnis hofe war er still und gefaßt. Er dachte wohl an etwas Fernes, Leuchtendes, für das er in den Tod ging. Den Priester, der ihm Trost zusprechen wollte, schien er nicht zu hören. Plötzlich überkam ihn eine seltsame Unruhe, als könne er nicht rasch genug sterben. Er sprang die Stufen des Blutgerüstes empor und forderte den Henker auf, zuzuschlagen.

Im selben Augenblick wurde heftig an das nach der Straße führende Tor gepöcht, und angestohlene, erschütternde Schreie flatterten auf Ettore Benelli's Hand wie erstarbt, auf seinen totenblauen Zügen gitterte trostloser Schmerz.

Der Richter befahl zu öffnen, und durch das breit klaffende Tor strömte mit aufgeregten, fliegenden Haaren ein schönes, bleiches Mädchen, dahinter ein völlig erschöpfter Greis.

„Gefallt ein! Tötet ihn nicht! Ettore ist unschuldig. Ich habe Jacopo Grimaldi erschossen.“

„Wer ist dieses junge Weib?“ wandte der Richter sich an Ettore. „Kennst Du es?“

„Es ist Bianca Grifotie“, sagte Ettore erschauern.

„Sprichst sie die Wahrheit?“

„Bei der heiligen Madonna!“ rief Bianca. „Ich habe Jacopo Grimaldi getötet!“

„Beschuld hast Du ihn getötet?“

„Ich liebe Ettore Benelli, Herr. Jacopo Grimaldi behauptete, Ettore hätte ihn gemein-

bestohlen und verlangte als Schweigepreis, daß ich ihm gehören sollte! — Ich ging zu dem besessenen Stelldichein und schloß ihn nieder. Vor Entsetzen über meine Tat verlor ich wohl die Besinnung und lag in wilden Fieberkrämpfen, aus denen mich die heilige Jungfrau in dieser Nacht gerettet haben muß, denn ich hörte plötzlich meinen Großvater inbrünstig und schluchzend für Ettore beten und flehen, daß ihm die Erde leicht sein und der Herr ihn in Frieden aufnehmen möge. Ich fragte, und Großvater antwortete, ohne zu wissen, daß ich die Fragen stellte. Mit einem Male wußte ich wieder alles, und die heilige Madonna wies mir den letzten Weg. Gelobt sei ihr Name, daß ich nicht zu spät gekommen.“

Sie sprang atemlos die Stufen des Gerüstes empor, flog Ettore mit einem heißen, glückseligen Aufschrei an den Hals und hing bewußtlos in seinen Armen.

Der Greis sagte aus, daß er die elternlose Bianca am Morgen nach dem Mord auf der Schwelle seines Hauses ohnmächtig gefunden und daß sie seitdem das klare Bewußtsein nicht wieder erlangt habe. Sie sei von einer Krankheit in die andere gefallen, wie der Arzt Dr. Tullio Braffi erklärt könne. — Die Fragen, die sie in dieser Nacht, während er betete, an ihn stellte, wären ihm erschienen, als stiegen sie aus seinem eigenen Innern, und als er sich morgens erhoben, habe er Bianca angekündet aus dem Hause und durch die Weinberge nach dem Kapell empor stürmen sehen.

Mit brennenden Wangen gestand Ettore endlich, daß er Bianca in jener Nacht, von einer unerklärlichen, inneren Angst getrieben, nachgegangen sei. Jacopo wartete bereits, und Bianca drückte, ohne seinen Gruß zu erwidern auf ihn ab. Als er, Ettore, den Schauspiel erreichte, lag die Geliebte ohnmächtig auf der kalten Erde. Er nahm sie hastig auf seine Arme, ließ mit ihr nach dem Hause ihres Großvaters, stieg, nachdem er seine Last erst vorsichtig hinüber gehoben und in das weiche Moos hatte gleiten lassen, über den Gartenzaun und bettete sie, da die Türe verschlossen

war, auf die Stufen. Es war ihm sofort klar, daß er sich für Bianca opfern müsse, denn auf sie dürfe kein Mord fallen. Daß ihn der tote verurteilte des Diebstahls bezichtigt, mußte er nicht. Er kannte dann nach der Mordstelle zurück.

Die Richter standen erschüttert. Beinahe hätte sich ein grauenvoller Justizmord abgespielt. Ettore Benelli wurde dem Leben zurückgegeben und Bianca nach ihrer Gesundung auf die Anklagebank gebracht. Es meldete sich auch noch ein Wunsch, dem Jacopo Grimaldi am Tage vor dem Mord Andeutungen gemacht, es sei ihm gelungen, Ettore Benelli durch geschickte Schmeichele aus dem Gefängnis zu schlagen und die schöne reiche Bianca Grifotie einzufangen. Den Hinweis auf einen Diebstahl des Nivalen hatte er auch ihm gegenüber gebraucht.

Ettore wohnte der Schwurgerichtsverhandlung bei und saß hart hinter Bianca. Ihre Augen wurzelten oft und tief ineinander, und über das schmerzgezeichnete Antlitz des schönen Mädchens flutete es dann immer wie Sonnenlang. Als das Gericht sich zur Urteilsfällung zurückgezogen, lag Biancas schmale, bebende Hand in der seinen und nach der Verhängung des Spruches, der sie mit einigen Monaten Gefängnis durchkommen ließ, schloß sie nicht einmal auf. Sie wußte, daß Ettore auf sie wartete. Er schloß die Nacht unter ihrem vergitterten Fenster, war morgens ihre von Jubelstößen sprühende Verhe und des Abends eine in schmerzlicher Sehnsucht schluchzende Nachtgall.

Am Tage der Freilassung hat er den Gefängnisdirektor, Bianca durch das kleine Tor nach dem Walde zu entlassen. Sie flohen Hand in Hand, ehe die Neugierigen unten aus dem Städtchen noch eingetroffen waren, zur nächsten Bahnstation und fuhren in die weite Welt.

Man hat in der Heimat nie wieder von ihnen gehört, aber ihre Namen sterben auf den Lippen der Liebenden nicht aus, und wenn man sich ewige Eingabe und Treue zusichert, so schwört man bei der Liebe der schönen Bianca Grifotie und ihres treuen Ettore.

Mutters Hände

Weißt du noch, wie das war, wenn Mutters Hand dir über die Stirn strich? —

Und wenn sich alles verging im Leben, — Liebe und Haß, Jugend und Freundschaft, Kindheit und Glück — das — das vergift sich nie, wie lieb es war, wenn Mutters Hand uns haßend über die Stirn schmeichelte, — wie ein Hauch von Gottesgüte, wie ein Ahnen von Heilands Erbarmen, wie ein Traum von süßestem Frieden war es.

Seute wissen wir es. Damals wußten wir es nicht. Wie oft haben wir uns nicht unaudig dem Rosen der Mutterhand entzogen mit einem gutmütigen — ach, laß doch! Heut — ach, heut! Was gäbe ich heute darum, streichelte Mutters durch Arbeit veredelte Hand noch einmal dein Haar, und ihre Stimme, ihre ewig unvergängliche Stimme schmeichelte sich noch einmal tief in deine Seele, diese vom Sturm des Lebens so müde gewordene Seele! — und spräche: Mein Kind!

Mutters Hände! — Alles vergeht sich hier auf Erden, die erste Liebe, das tiefste Leid — Mutters Hände aber werden wir nie vergessen. In der Sehnsucht nach ihnen werden wir uns zum ewigen Schlaf einschlafen und träumend des nach ihnen rufen, bis der große Friedensbringer wachlos Kind und Greis aus vollem Leben hinarbeitet.

war, auf die Stufen. Es war ihm sofort klar, daß er sich für Bianca opfern müsse, denn auf sie dürfe kein Mord fallen. Daß ihn der tote verurteilte des Diebstahls bezichtigt, mußte er nicht. Er kannte dann nach der Mordstelle zurück.

Die Richter standen erschüttert. Beinahe hätte sich ein grauenvoller Justizmord abgespielt. Ettore Benelli wurde dem Leben zurückgegeben und Bianca nach ihrer Gesundung auf die Anklagebank gebracht. Es meldete sich auch noch ein Wunsch, dem Jacopo Grimaldi am Tage vor dem Mord Andeutungen gemacht, es sei ihm gelungen, Ettore Benelli durch geschickte Schmeichele aus dem Gefängnis zu schlagen und die schöne reiche Bianca Grifotie einzufangen. Den Hinweis auf einen Diebstahl des Nivalen hatte er auch ihm gegenüber gebraucht.

Ettore wohnte der Schwurgerichtsverhandlung bei und saß hart hinter Bianca. Ihre Augen wurzelten oft und tief ineinander, und über das schmerzgezeichnete Antlitz des schönen Mädchens flutete es dann immer wie Sonnenlang. Als das Gericht sich zur Urteilsfällung zurückgezogen, lag Biancas schmale, bebende Hand in der seinen und nach der Verhängung des Spruches, der sie mit einigen Monaten Gefängnis durchkommen ließ, schloß sie nicht einmal auf. Sie wußte, daß Ettore auf sie wartete. Er schloß die Nacht unter ihrem vergitterten Fenster, war morgens ihre von Jubelstößen sprühende Verhe und des Abends eine in schmerzlicher Sehnsucht schluchzende Nachtgall.

Am Tage der Freilassung hat er den Gefängnisdirektor, Bianca durch das kleine Tor nach dem Walde zu entlassen. Sie flohen Hand in Hand, ehe die Neugierigen unten aus dem Städtchen noch eingetroffen waren, zur nächsten Bahnstation und fuhren in die weite Welt.

Man hat in der Heimat nie wieder von ihnen gehört, aber ihre Namen sterben auf den Lippen der Liebenden nicht aus, und wenn man sich ewige Eingabe und Treue zusichert, so schwört man bei der Liebe der schönen Bianca Grifotie und ihres treuen Ettore.

hontet, der unsere Sehnsucht stille macht und unsere Träume entweicht.

Aber wenn du noch im Leben stehst, — jung und hungrig nach dem großen Erlebnis deiner Menschenseele, wenn dein Ich nach dem Rame- ruden sucht, der dein Ich verklungen läßt im fernen Du — dann — prüfe den Kameraden.

Eine stille Stunde muß es sein voll tiefer Heimlichkeit, eine Stunde voll schwerer, bitterer Süße, eine Stunde voll suchender Sehnsucht.

Und dann denke an Mutters Hände — denke an Mutters Hände! — Und beuge dein Haupt der Lieblichkeit jener anderen Hände, die dir auch Liebe geben wollen.

Wenn dann dein Herz still wird und froh, weil seines Liebsten Hand so leicht ist und weich, so sag und kuschel wie deiner Mutter Hand — dann —

Dann haßte dein Liebsten Hand und laß sie nie mehr los!

Wie wandert es sich so fröhlich — wenn jene liebsten jungen warmen Hände an Mutters müde geworden zu erinnern vermögen.

Ach Mutter! Deine Lieben, Lieben Hände! E. I.

Die Impftermin naht heran

Von Dr. med. et. phil. Trendel. Kiel.

Bei der Feier seines 59. Geburtstages am 17. Mai 1807 schrieb der große englische Arzt Jenner, der Erfinder der Kuhpockenimpfung:

„Ich erhalte unter anderen noch fortwährend die erfreulichsten Nachrichten über den Fortschritt der Kuhpockenimpfung aus allen Gegenden der Erde. Sie hat alle Teile der zivilisierten Welt, vom Ganges bis Mississippi, durchdrungen. Aber ist es nicht zu beklagen, daß hier in der Hauptstadt (London) im Mittelpunkt des britischen Reiches, die Impfung mit so langsamem und schleppendem Schritt fortgeht?“

Die Ursache dieses Zögerlages lag damals in dem hinterlistigen Streich eigennützigster Menschen. Wir heutigen Menschen können uns kein Bild mehr davon machen, wie vor der Erfindung der Impfung durch Jenner 1796 die schwarzen Pocken jährlich Tausende von Opfern in Deutschland forderten. Daher ganz Europa zog die Seuche und holte mit harter Hand wachlos Kind und Greis aus vollem Leben hin-

weg, und wer von dem Tod an den „Pocken“ verschont blieb, dessen Körper zeigte später häßliche, entstellende Narben. Wie damals in London immer noch in manchen Straßen die Pocken auftraten, so zeigten sich in Berlin im 19. Jahrhundert auch noch wieder ab und zu Fälle von Pocken, eingeschleppt aus dem Osten durch Ausländer. Ja, im Jahre 1896 trat in Berlin ganz plötzlich eine Pockenepidemie auf, und so manches Kind, dessen Mutter Angst gehabt hatte, ihr Kind zu impfen, wie auch mancher Erwachsene, sind dieser Seuche zum Opfer gefallen.

Zunächst eine Frage, die die Mütter immer wieder an die Ärzte richten: „Warum muß denn mein Kind (Impfgesetz 1874) eigentlich zweimal geimpft werden? Einmal müßte doch genügend Schutz vor den Pocken sein.“ Zur Beantwortung dieser Fragen wollen wir kurz einen Einblick in die Einzelheiten der Impfung tun. Im 18. Jahrhundert wurden die Menschen einfach mit dem Bläscheninhalt einer Pocke des an Blattern erkrankten Menschen geimpft, machten dann selbst leichte Pocken durch und waren von der Zeit an gegen diese Seuche geschützt. Aber viele Menschen starben an den absichtlich beibrachten Blattern und so wurde diese Methode verboten. Dr. Jenner beobachtete nun, daß die Kühe auch eine Art Pockenkrankheit hatten, und daß Stallarbeiter, die beim Melken mit den Kuhpocken in Berührung kamen, von den Blattern verschont blieben. Er kam daher auf den Gedanken, den Inhalt jener Bläschenkrankung auf den Menschen überzuimpfen, um ihn in Zukunft gegen Blattern zu schützen. Es wurde nun neuerdings von Voigt nochmals festgestellt, daß die Pocken vom Menschen auf das Tier übertragen sind und bei der nachmaligen Uebertragung auf den Menschen die Fähigkeit verloren haben, auf flüchtigen Wege verbreitet zu werden. Der Schutz dieser Impfung dauert, wie sich später erwies, hat, beim Kind ungefähr drei Jahre. Von dieser Zeit nimmt der Krankheitschutz vor Pocken dauernd ab, beim Erwachsenen hält der Wackernschutz bedeutend länger vor. Das Kind muß daher außer im zweiten bis fünften Lebensmonat nach seinem achten Lebensjahr noch einmal geimpft werden.

Nach heute sind die Impfgegner nicht ver- tummt; sie weisen immer wieder darauf hin, daß die Impfung nicht vor Blattern schütze, u. d. e. ein Kind durch die Impfung schwer geschädigt werden könnte. Wie unrichtig diese Behauptungen sind, zeigt ein Vergleich mit den Pockenkrankungen vor der Einführung der Impfung und jetzt. Damals waren im Jahre Tausende von Pockenfällen, und heute ist nur hier und da ein eingeschleppter Fall zu verzeichnen. Ferner geimpft wohl ein Simmel auf Länder, wo die Zwangsimpfung wieder aufgehoben ist, zum Beispiel England und einzelne Kantone der Schweiz. Dort tritt immer wieder diese furchtbare Seuche auf, darum können und müssen wir unsere Kinder vor den Blattern schützen.

Sie steht es nun mit den Impfbedenken? Man muß zunächst wissen, daß eine große Anzahl von Kindern, die augenblicklich an einer ansteckenden Krankheit leiden, dann blutarme, abgemagerte Kinder zunächst nicht geimpft werden sollen. Kinder mit Hautausschlägen sind wegen der Gefahr der Verhinderung des Impfstoffes auf die entzündeten Hautteile auch nicht zu impfen. Ja, es ist auch besser, Kinder mit Syphilis und englischer Krankheit vorläufig nicht zu impfen. Nach einer Gefahr wird oft übersehen: Wenn nämlich lange nicht geimpfte Personen oder Kinder mit Ausschlag in der Umgebung des Impflings zufällig mit einem Impfbalchen in Berührung kommen, so können schwere Erkrankungen entstehen. Alles das ist zu bedenken.

Manche Eltern geraten nun in Sorge, wenn ihre Kinder nach der Impfung Fieber bekommen. Wie schon gesagt, ist die heutige Impfung ein harmloses Geschehen. Es gibt besondere Reichsanstalten, die den Impfstoff (Lymphe) herstellen; insbesondere Impfstoffe nehmen dann die Impfung im Mai, Juni, also vor dem Sommer, vor. Die Mutter ist oft erstaunt, wie schnell die kleinen vier Schnittchen am Oberarm gemacht sind; die meisten Kinder merken kaum etwas davon. Nach zwei bis drei Tagen erscheint an der Impfstelle ein kleines rotes Knötchen; am siebenten Tage wird das Knötchen in der Mitte gelblich und jetzt haben die Kinder meistens etwas Fieber, manchmal sind sogar ein paar Achselhöhlen geschwollen.

Jetzt wird auch das Kind dem Arzt noch einmal gezeigt und er bescheinigt, daß das Kind „mit Erfolg“, wie es heißt, geimpft oder wieder geimpft ist. Am neunten bis zehnten Tage hat die Entzündung ihren Höhepunkt erreicht, und dann heilt alles in wenigen Tagen wieder ab.

Gewarnt sei vor allem vor dem im Volke so beliebten Aufreiben von Salben auf die Impfpocken, die hindernd die Entzündung der Bläschen

und alles dauert länger. Manchmal ist noch weniger an den Impfstellen zu sehen und manchmal tritt eine stärkere Entzündung ein, die schon durch feuchte Verbände rasch zurückgeht. Schädigungen sind fast nie beobachtet worden. Wenn man die oben angeführten Dinge berücksichtigt, bringt uns die einfache praktische Ueberlegung, welchen Nutzen die Impfung für das Kind bringt, schon dazu, die Kinder nicht aus Zwang, sondern freiwillig impfen zu lassen.

Frauenarbeit

Besuch im Haupttelegraphenamt der Reichshauptstadt.

Das Haupttelegraphenamt beschäftigte Hunderte von Frauen. Daher lautet meine erste Frage an den Beamten, der mich in dem Riesengebäude herumführt: „Welche Erfahrungen haben Sie mit Frauenarbeit gemacht?“

„Frauen eignen sich für die Uebungen des Telegraphendienstes, in denen es auf Fingerfertigkeit ankommt. Zum Beispiel hier.“

Wir stehen in einem großen Saal mit Tischen. Darauf stehen reihenweise Apparate, aus denen ununterbrochen auf langen Streifen Texte hervorquellen. Junge Mädchen sitzen davor und lassen ihre flinken Hände über die Tastaturen der Apparate gehen. „Das sind Ferndrucker“, erklärt mein Begleiter. „Hier werden die Telegramme weitergegeben, die die Firmen uns senden, deren Namen Sie hier neben den Apparaten sehen, oder die an diese Firmen hier einkaufen. Der Dienst hier ist leicht, schon deshalb weil es in diesem Saal ziemlich still ist. Das ewige Ticken und Klappern ist ja das schlimmste am Telegraphendienst. Wir tun alles möglich, um den Lärm abzumildern. Es gibt im Haupttelegraphenamt nur große Säle, in denen sich das Geräusch verliert. Wir haben „geräuschlos arbeitende Schreibmaschinen“. Sie werden aber im nächsten Saal merken, daß auch diese Maschinen noch genug Lärm machen. Wir kommen jetzt in die „Sprecherei“. Das ist der Saal, in dem alle die Telegramme, die telephonisch aufgegeben werden, ihre Uebertragung finden. Hier sind nur Frauen beschäftigt, wie Sie sehen. Die weibliche Stimme eignet sich gut zur Uebertragung im Telephon, weil sie durch ihre Höhe „trägt“. In dem Saal tickt und klappert es wie in einem großen Uhrwerk.“

Wir klopfen, wie man sie vom Radio kennt, eine Art Telephon vor sich, so sitzen die Beamtinnen, etwa 80 an der Zahl, hier und erlauschen das, was ganz Berlin zu telegraphieren wünscht. Sie wiederholen den Text und schreiben ihn gleichzeitig nieder.

„Wie kommt es, daß man die Beamtinnen nur sprechen sieht, das heißt, sieht, wie sie sich die Lippen bewegen, aber nichts hört?“ frage ich. „Zuerst haben die Telephonistinnen laut gesprochen. Sie haben sich dabei sehr angestrengt. Einige wurden im Laufe des ersten Arbeitstages völlig heiser. Darum hat die Verwaltung Sprechunterricht eingeführt. Jetzt haben die Beamtinnen so viel Sprechtechnik, daß sie, auch leise sprechend, verstanden werden. Eine weitere Erleichterung ist der Fußhebel, den Sie an jedem Platz sehen. Durch diesen Hebel wird das Mikrophon am Kopfhörer ausgeschaltet. Dadurch wird für sie ein großer Teil des Sprechgeräusches unhörbar, weil der Lärm ringsum zum größten Teil in das Mikrophon und nicht direkt ans Ohr dringt.“

Wir kommen in den „Auslandsaal“. Hier sieht es ein bißchen bunt aus, sagt mein Führer mit Hinweis auf die verschiedenen Systeme von Telegraphen, die hier in Betrieb sind. „Wir sind auf die Systeme angewiesen, die das Ausland benötigt. Hier ist auch eine historische Merkwürdigkeit, der letzte Morseapparat.“ Schnell veralten in unserem Zeitalter technische Errungenschaften. Der Morseapparat steht genau so aus, wie man als Laie einen Telegraphen aus Lehrbüchern kennt, während die anderen dort im Amt in Betrieb befindlichen Apparate komplizierte mechanische Kunstwerke sind, die den Text sofort in kleinen lateinischen Lettern wiedergeben. Der Morseapparat schreibt die Striche und Punkte des Morsealphabetes. Das junge Mädchen, das davorsteht, schreibt den Text mit Bleistift nieder.

Für den Telegraphenverkehr mit dem Ausland sind doch sicher Sprachkenntnisse nötig? Welche Vorbildung verlangt das Telegraphenamt von den Beamtinnen?“

„Die Reife für das Mädchenexamen. Französisch und Englisch müssen die Beamtinnen können. Seit einiger Zeit haben wir hier spanische Kurse eingerichtet.“

Was wurde weitergeführt. Drei Stochwerke umfaßt das Telegraphenamt. Laufbänder, teilweise in dreifacher Reihe übereinander, erstrecken überall die Uebertragung der Telegramme von einer Abteilung zur anderen durch Botsen. Von einer Etage zur anderen vermitteln Schallplatten den Verkehr, weil die Rohrpost, die auch noch besteht und das ganze Haus durchzieht, nicht die nötige Geschwindigkeit erlaubt. Schnelligkeit ist das oberste Gesetz in diesem Haus. Das Sortieren der Telegramme, Männerarbeit, die Zustellung durch Rohrpost oder, wo es irgend möglich ist, das Aufsprechen der Telegramme durch das Telephon ist so eingeteilt, daß jede Verzögerung vermieden wird. In einem Saal sitzen junge Mädchen, jede über ein Telephonbuch gebeugt, und suchen bei den Telegrammen, die dafür, dem Text nach, als geeignet befunden worden sind, die Telephonnummer des Empfängers heraus. „Das geht schneller und ist billiger als die Rohrpostzustellung, die immer Botengänge nötig macht.“ In einem anderen Raum werden mittels einer Adressiermaschine die vollständigen Adressen auf die Telegramme gesetzt, die an eine angemeldete Telegrammadresse kommen. Das geht sehr schnell. Die Beamtin greift in das Fach des vor ihr stehenden Kastens, da die Metallplatte mit der Telegrammadresse enthält. Ein Hebel drückt, und die vollständige Adresse steht auf dem Telegramm.

„Wie steht es mit der Gesundheit Ihrer Angestellten? Stimmt es, daß Frauen mehr Fehltage haben als Männer?“

„Ja, das stimmt. Wir tun unser Möglichstes. Ein Ruheraum steht den Frauen zur Verfügung, ein Dachgarten, in der schönen Jahreszeit wird dort täglich getrunken. Die weiblichen Angestellten haben nur 48 Wochenstunden Dienst anstatt 52. Aber Telegraphendienst strengt die Nerven trotz allem an.“

„Gibt es Nachdienst für die Frauen?“

„Ja, alle 32 Tage einmal.“

„Sind die Frauen, die hier arbeiten, fest angestellte Beamte?“

„Wer bei uns eintritt, wird zuerst nicht fest angestellt. Wer sich bewährt, wird dann Beamter, wenn eine solche Stelle frei wird, und damit pensionsberechtigt.“

„Wie ist es, wenn eine Beamtin heiratet?“

„Dann kann sie je nach Wahl eine Rente oder eine einmalige Abfindung verlangen. Eine ältere Beamtin, die kürzlich heiratete, bekam 5000 Mark Abfindung.“

„Die Beamtin, die heiratet, muß jedenfalls den Dienst aufgeben?“

„Ja.“

„Wie sind im Augenblick die Verhältnisse in ihrem Beruf?“

„Wenn heute Posten frei werden, dann übernehmen wir die Telephonbeamtinnen, die durch die Automatisierung des Telephons frei werden.“

Der Rundgang ist beendet, nachdem ich noch einen Blick in den Speisesaal für alle und den für die Frauen reservierten Speiseraum gelang habe.

Selene Baganz

Kindervagabundismus in Rußland

Von B. Kofchewikoff.

Die amtliche Statistik und sämtliche Werke, welche die Kinderfrage in Rußland erörtern, berichten einstimmig von dem erschreckenden Zuwachs obdachloser Kinder. Mit der Verwahrlosung nehmen auch die Kinderverbrechen zu.

Der Weltkrieg, die Revolution und der Bürgerkrieg haben Millionen von Kindern ihre Eltern genommen. Viele sind während der schrecklichen Hungersnot verwaist geblieben oder flüchteten in andere Provinzen; dadurch haben sie die letzte Verbindung mit ihrer Heimat und Scholle verloren. Lieber das weite Land verteilt haben sich diese vagabundierenden Kinder zu Banden zusammen getan, die von Not und Abenteuerlust getrieben, die Gesellschaft bedrohen. Die Zahl der Obdachlosen wird auf etwa 10 Millionen geschätzt. Noch vor einigen Jahren lagte die Witwe Lenins: „Bei uns wurden 7 Millionen verwaistete Kinder verzeichnet, die Kinderheime aber können höchstens 800 000 Kindern Obdach geben. Wo bringen wir die übrigen unter? Sind wir so stumpfsinnig geworden, daß wir zu diesen bösen Tugenden sagen: „Zurück zu Euren Eltern!“ — Sie haben keine.“

Die Verbrechenswelt der Großstadt findet in ihnen willkommene und ergebene Mitarbeiter. Viele haben schon mit Gefängnis und Zuchthaus wiederholt Bekanntschaft gemacht.

„Die ausgehungerten verlumpten Kinder“, schreibt ein Berichterstatter des Charhower Blattes „Kommunist“, „schlafen unter den Altpathsteinen, in den öffentlichen Aborte und

in den öffentlichen Aborte und

in den öffentlichen Aborte und

in den öffentlichen Aborte und

in den öffentlichen Aborte und

in den öffentlichen Aborte und

in den öffentlichen Aborte und

in den öffentlichen Aborte und

in den öffentlichen Aborte und

in den öffentlichen Aborte und

in den öffentlichen Aborte und

in den öffentlichen Aborte und

in den öffentlichen Aborte und

in den öffentlichen Aborte und

in den öffentlichen Aborte und

in den öffentlichen Aborte und

in den öffentlichen Aborte und

in den öffentlichen Aborte und

in den öffentlichen Aborte und

in den öffentlichen Aborte und

in den öffentlichen Aborte und

in den öffentlichen Aborte und

in den öffentlichen Aborte und

in den öffentlichen Aborte und